

Der geborgte Aufschwung

von

Heiner Flassbeck

Devise FR, 5. 5. 2007

Aufschwungseuphorie allerorten. Selbst die Zentralorgane des immerwährenden Schlechtmachens wegen immerwährender Reformnotwendigkeit kommen nicht umhin, der deutschen Volkswirtschaft eine hohe Vitalität zu bescheinigen. Sogar auf den schlimmsten Reformbaustellen, dem Arbeitsmarkt, der Sozialversicherung und dem staatlichen Sektor insgesamt, sprudeln die Einnahmen. Die Defizite versiegen, die Kämmerer baden in Geld und der Streit um die Pfründe ist in vollem Gange. Selbst ältere Arbeitskräfte und Langzeitarbeitslose, über Jahre abgeschrieben von den hohen Priestern der Bürgerkonvente und Marktwirtschaftsinitiativen, sind am Arbeitsmarkt auf einmal wieder gefragt.

Woher kommt das Wunder und wer hat es gemacht? War es Schröder, der geniale Reformier, der zu früh das Handtuch warf, um die Früchte seiner Anstrengungen noch ernten zu können? War es die große Koalition, die den Ruck zustande brachte? War es die Gesundheitsreform, war es Hartz IV oder waren es die Steuersenkungen, die den Leistungsträgern nun endlich so viel von ihrem schwer verdienten Einkommen ließen, dass sie die Ärmel aufkrepelten?

Interessant sind zwei Zahlen. Betrachtet man die Aufträge, die die deutsche Industrie aus dem Inland und aus dem Ausland seit 2000 bekommen hat, fällt eine enorme Diskrepanz auf. Bis Februar 2007 sind die Aufträge aus dem Inland genau um 10 Prozent gestiegen. Die Aufträge aus dem Ausland aber sind im gleichen Zeitraum um sage und schreibe 47 Prozent gestiegen. Woran liegt das? Hat Hartz IV die deutschen Produkte im Ausland so beliebt gemacht? Haben die Leistungsträger, von der drückenden Steuerlast befreit, den ausländischen Konkurrenten gezeigt, was eine deutsche Harke ist?

Zudem zeigt die Deutsche Bundesbank (Monatsbericht März 2007), dass alle anderen Länder im Euro-Raum 1998 massiv Anteile am gesamten Weltmarkt verloren haben, während Deutschland seinen eigenen Anteil trotz der Konkurrenz aus den Entwicklungsländern hat leicht erhöhen können. Die Bundesbank selbst erklärt, warum das so war. „Über den gesamten Zeitraum 1999 bis 2006 ist das Arbeitsentgelt je Arbeitnehmer in der EWU ohne Deutschland um 13 ¾ % stärker gestiegen als in Deutschland. Wegen der schwächeren Zunahme der Arbeitsproduktivität nahmen die Lohnstückkosten sogar um 16 ½ % rascher zu.“(S. 49).

Im Klartext: Obwohl in Deutschland die Produktivität stärker gestiegen ist als in den anderen Ländern der Währungsunion, sind Löhne und Lohnnebenkosten weit schwächer als dort gestiegen, was es den deutschen Unternehmen erlaubt hat, die Konkurrenten aus den anderen Ländern auszubooten. Weil die deutschen Arbeitnehmer gezwungen waren, den Gürtel enger zu schnallen, ist die Nachfrage nach deutschen Produkten in der guten Weltkonjunktur rasant gestiegen. Da die deutschen Importe weit weniger zugelegt haben, mussten sich die Nachfrager im Ausland hoch verschulden, um die deutschen Produkte zu kaufen, und genau deswegen schwimmen die deutschen Unternehmen jetzt in Geld. Der Überschuss der Importe über die Exporte betrug 2006 in der Leistungsbilanz 160 Mrd. US-Dollar. Gott sei Dank, müsste man zynischerweise hinzufügen, gab es keine deutsche Währung mehr, die hätte auf-

werten und den schönen Gewinn hätte kaputt machen können. Nun steigt zwar der Euro, aber das trifft ja zuerst die übrigen Europäer und weniger die Deutschen.

Wie nennt man so etwas? Im englischen sagt man dazu „nimm’s doch vom Nachbarn“. Wenn man im eigenen Garten nicht genug Äpfel hat, greift man über den Zaun. Ob die Nachbarn dann noch genug haben, wen interessiert das. Nur, nichts ist kurzfristiger als solche Politik. Die Nachbarn merken es früher oder später, ziehen die Zäune höher oder greifen selbst über den Zaun. Was dann? Fangen wir dann wieder mit dem Gürtel enger Schnallen an? Werden wir dafür sorgen, dass Spanien, das allein im Jahr 2006 eine Neuverschuldung gegenüber dem Ausland von 100 Mrd. Dollar aufwies, sich die nächsten 20 Jahre weiter verschulden muss?

Internationaler Handel kann immer nur auf dem Prinzip von Geben und Nehmen funktionieren. Wer immer nur nimmt, wird am Ende verlieren, weil die Verlierer nicht mehr bezahlen können. In Deutschland sollte man das wissen, schließlich hat man vor fünfzehn Jahren eine Währungsunion (mit Ostdeutschland) genau aus dem gleichen Grund in den Sand gesetzt. Dass eine Institution wie die Deutsche Bundesbank das deutsche Nehmen als „klassisches Beispiel dafür“ bezeichnet, wie „marktkonforme Korrekturen unter den Spielregeln einer Währungsunion ablaufen“, ist ein Armutszeugnis ersten Ranges.